

Beilage zum „Danziger Courier".

Das Geheimnis von Charlottenburg.

Eine Kriminal-Novelle aus dem Berlin der siebziger Jahre.

Von Theodor Hermann Lange.

[9]

Der Juli des Jahres 187*, in welchem ich von Bonn nach Berlin übersiedelte, war überaus heiß und trocken und der Aufenthalt in der Reichshauptstadt infolgedessen geradezu unerträglich für jeden, dem frische und freie Luft als eine Hauptbedingung des menschlichen Lebens gilt. Wer es eben ermöglichen konnte, verließ die Residenz und suchte in ländlicher Abgeschiedenheit oder am Strande des Meeres die Zeit der Hundstage zu verbringen.

Auch mir, der ich mich mit der Abfassung einer größern volkswirtschaftlichen Schrift beschäftigte und die Ufer des Rheins mit denen der Spree zu dem Zweck vertauscht hatte, um aus den reichen Berliner Staats- und Privatbibliotheken das für meine Arbeit erforderliche Material zu schöpfen, begannen bald die Zahlen und Buchstaben vor den Augen zu tanzen. An einen gedeihlichen Fortgang des Werkes war somit vor der Hand nicht zu denken.

Aergerlich sowie unzufrieden mit mir selbst, betrat ich eines Abends eine alte Weißbierhalle, woselbst, wie ich wußte, einer meiner frühern vertrautesten Universitätsfreunde häufig verkehrte. Die sonst zahlreich besetzten Tische standen jedoch heut völlig leer. Der durch seine seltene Körperfülle bekannte Wirt schlief auf einem Stuhl hinter dem Büffett den Schlaf des Gerechten. Auch die beiden Kellner gaben sich einer süßen Beschaulichkeit hin und nur Peter, der stattliche Hauskater, wandelte in dem langen Zimmer auf und ab. Zwar füllte sich das Restaurant später, doch erwartete ich meinen Freund vergeblich.

Aus Langeweile durchblätterte ich die Zeitungen, aber in die Spalten des politischen Teils warf bereits die Zeit der sauren Gurke ihre Schatten, und so schenkte ich gegen meine Gewohnheit diesmal den verschiedensten Bekanntmachungen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Die trockensten Anzeigen gewannen vor meinen Augen Fleisch und Blut und das bunte Leben einer Großstadt mit seinen vielen Freuden und Genüssen, aber auch mit seinen ungezählten Leiden und



Professor Fritz Schaper.

Entbehrungen zog in wechselnden Bildern an meiner Seele vorüber.

Ich sah die mit allem Ueberfluß und aller Bequemlichkeit ausgestatteten Räume des ersten Stockwerks, deren glückliche Bewohner jährlich Tausende von Thalern zu verzehren hatten und jetzt an den schattigen Ufern des Meeres oder in kühlen Thälern den brennenden Strahlen der Sonne spotten konnten. — Und in demselben Hause im vierten Stock nähte ein bleiches und abgezehrtes Weib bunte Bänder, Blumen und Vögel an Mützen und Hüte. Von der gefurchten Stirn tropfte der Schweiß auf seine Hände, und als die Laternen in den Straßen angezündet wurden, trug es eilenden Schrittes die fertige Ware in einen glänzenden Laden, denn morgen mußte es dem Hauswirt die Miete zahlen, die es demselben noch für den vergangenen Monat schuldete.

Im Begriff, die Blätter wieder aus der Hand zu legen, hefteten meine Blicke sich unwillkürlich auf eine Anzeige, welche mir vordem gänzlich entgangen war. Ich las:

„Zu vermieten für die Dauer der Sommermonate an eine einzelne Person oder kinderlose Leute ein kleines Gartenhaus in stiller und freundlicher Lage unweit Charlottenburg. Näheres in der Geschäftsstelle dieses Blattes."

Als ich kurz darauf zum Heimweg mich anschickte, stand mein Entschluß fest. In Berlin und der Wohnung, welche ich zur Stunde inne hatte — so überlegte ich bei mir selber — war der Hitze und des fortwährenden Straßenlärms halber an ein ungestörtes Vertiefen in den Gegenstand meines Studiums gar nicht zu denken. Ich entschied mich also, Berlin so bald als möglich lebewohl zu sagen und fern dem Tageslärm meine unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen.

In aller Frühe erkundigte ich mich am andern Morgen auf der Zeitungs-Expedition nach der betreffenden Straße und Hausnummer und eine Viertelstunde später fuhr ich durch das Brandenburger Thor. Der Wagen rollte leicht auf der glatten Straße dahin, und in einer halben Stunde war Charlottenburg erreicht. Nachdem wir mehrere holprige und enge Gassen durchfahren, bogen wir in eine gerade mit Kastanienbäumen besetzte Straße ein, die nur wenige einzeln liegende Häuser zählte. Nach fünf Minuten standen die Rosse still und ich sprang aus dem Gefährt. Das Ziel war erreicht.

Das Haus, welches sich nunmehr meinen Blicken darbot, ladete durch sein Aeußeres nich-

gerade zum Eintritt ein. Es bestand aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk, letzteres zählte fünf Fenster in der Vorderseite, ersteres vier und eine ziemlich breite Thür. Zwischen den beiden Fenstern rechts von der Thür im ersten Stock befand sich eine Sonnenuhr von einiger Größe, welche die Jahreszahl 1789 trug; ihren Zweck konnte sie jedoch nicht erfüllen, da eine hohe und breitästige Akazie jeden Sonnenstrahl auffing, der sich hätte zu ihr stehlen wollen. Das Haus, aus Sandstein erbaut, war weder abgeputzt noch getüncht und schaute grau und griesgrämig in die Welt. Bis an beide Giebelseiten lief eine hohe Mauer.

Erst auf wiederholtes Klopfen an der festverschlossenen Thür öffnete sich das Fenster über derselben und die Gestalt eines bejahrten, hagern Mannes wurde sichtbar. Derselbe schien die Ursache meines Kommens erraten zu haben, denn ohne meinen Gruß zu erwidern, schloß er das Fenster, um kurz darauf an der Thür mich mit den Worten zu empfangen: „Sie wollen sich gewiß das Gartenhaus ansehen. Glaube gern, daß es Ihnen in dem Häusermeer zu heiß und schwül wird. Einen schöneren und ungestörteren Ort finden Sie aber auch um ganz Berlin herum nicht.“

Der Hausflur, durch welchen ich dem Alten folgte, verbreitete eine kühle und wohlthuende Luft. An dem großen Balken, welcher die Decke in zwei gleiche Hälften teilte, hatte ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut. An den Wänden standen mehrere altertümliche Schränke mit großen Flügelthüren.

Die Treppe, welche wir hinaufstiegen, war von Stein und mit abgenutzten Teppichen belegt. Oben angelangt, traten wir in ein Zimmer ein, dasselbe, an dessen Fenster ich den Alten zuerst bemerkt hatte. Die Möbel, welche stark bestaubt waren, verdienten kaum noch diesen Namen. Vollständig wurmstichig, drohten sie zusammenzubrechen, und der Aufforderung, Platz zu nehmen, folgte ich aus diesem Grunde nicht.

Wie ich erfuhr, waltete der Alte erst seit einem Jahre als Kastellan in dem übrigens sonst unbewohnten Hause. Der jetzige Besitzer, ein Herr von Brandenfels, der auf seinen Gütern in Oesterreichisch-Schlesien lebte, hatte es von einem nahen Verwandten, welcher hier als Junggeselle und Menschenfeind seine Tage beschlossen, geerbt. Herrn von Brandenfels war es jedoch bis jetzt nicht möglich gewesen, für dasselbe einen Käufer zu finden.

Der Alte hatte unterdessen einem Schrank ein Schlüsselbund entnommen und bat mich, ihn durch den Garten nach dem Gartenhause, welches sich am äußersten Ende desselben befinden sollte, zu begleiten. Nachdem wir die steinerne Treppe herabgestiegen waren und durch die Hinterthür das Haus verlassen hatten, schritten wir zuerst durch einen wohlgepflegten Gemüsegarten, den ein hohes Staket von dem großen, in völliger Unordnung befindlichen Garten, dem sogenannten Park, trennte. Die Wege waren mit Unkraut bewachsen, der Buchsbaum schien schon seit Jahren mit der Schere keine Bekanntschaft mehr gemacht zu haben, auf den Rasenplätzen wucherten Disteln und Nesseln. Von einem dichten Kranz stattlicher Kastanien umgeben, stand das Lusthäuschen am Ende des Parks, etwa dreihundert Schritte vom Wohnhause entfernt.

Ich war nicht wenig erstaunt, ein Gebäude vor mir zu sehen, das noch keine zehn Jahre alt sein mochte und auf jeden Beschauer einen anheimelnden Eindruck machen mußte. Das Lusthäuschen enthielt drei Zimmer, eins zu ebener Erde und zwei eine Treppe hoch; das platte Dach bot des Morgens sowie des Abends einen angenehmen Aufenthalt. Die Zimmer waren neu möbliert und durch die Kastanienbäume vor den Strahlen der Sonne geschützt. Der Preis, welchen der Alte für die Zeit von zwei Monaten als Miete forderte, war ein sehr niedriger, so daß ich schnell mit ihm handelseinig wurde und schon für die nächste Woche meinen Einzug versprach.

Etwa eine Stunde später befand ich mich wieder in meiner Wohnung in Berlin, die mir jetzt allerdings doppelt unausstehlich erschien. Die nächsten Tage widmete ich noch der Besorgung verschiedener kleiner Geschäfte, packte meine Bücher und Sachen zusammen und bewerkstelligte dann zur festgesetzten Zeit meinen Umzug, der glücklich von statten ging.

Ich fühlte mich in meiner neuen Behausung gleich vom ersten Tag an heimisch. — Die Ruhe, welche mich von allen Seiten umgab, wirkte vorteilhaft auf Körper und Geist, ja sogar noch weit schneller, als ich gehofft, schritt meine Arbeit vorwärts. Mein Studier- und Wohnzimmer — letzteres diente mir auch als Schlafzimmer — befand sich eine Treppe hoch; das im Erdgeschoß belegene Zimmer benutzte ich nicht. Von der Welt bekam ich rein gar nichts zu sehen. Nach dem Wohnhause hin versperrten die Bäume jede Aussicht und nur von einem Fenster meines Wohnzimmers konnte ich über die an dieser Seite sehr niedrige Parkmauer blicken.

Aber da bot sich jedenfalls nicht das geringste dar, was mich hätte fesseln können. Felder, vom nahen Wald begrenzt, schlossen sich hier an den Park an und auf dem einsamen Wege, welcher diese Aecker durchlief, zeigte sich selten ein Mensch. So nahe ich einer Großstadt auch war, ich führte hier ein Leben, als wenn ich meilenweit von jedem menschlichen Wesen entfernt wohnte, ein Einsiedler hätte sicher keinen ungestörtern Ort sich wählen können.

Mit dem Alten kam ich nicht allzuviel in Berührung und auf meine wiederholten Fragen, aus welchem Grunde das Lusthäuschen ein so modernes Innere und Aeußere trage, das mit seiner übrigen Umgebung gar nicht übereinstimmen wollte, erhielt ich nie die gewünschte Aufklärung, denn die Angaben des Alten waren so kurz, unzusammenhängend und teilweise verworren, daß ich es zuletzt aufgab, ihn weiter zu befragen. Nur soviel hatte ich aus ihm herausgeholt, daß der frühere Besitzer in einer Stunde, in der sein Menschenhaß erloschen sein mußte, den Entschluß gefaßt hatte, sein altes Haus abbrechen zu lassen und in der Zeit des Neubaues in dem Lusthäuschen sich aufzuhalten, das er zu diesem Zweck hatte aufführen lassen, da er sich entschieden geweigert, bei fremden Leuten sich einzumieten. Es war jedoch diese Idee von keiner Dauer gewesen, denn er hatte sein altes Haus nie verlassen.

Kurz vor dem Tode des alten Griesgrams hatte ein armer Verwandter von ihm das Lusthäuschen einige Zeit bewohnt, aber auch dieser hatte wieder den Aufenthalt unter Menschen vorgezogen.

Das war das Ganze, was ich über meine jetzige Wohnung in Erfahrung bringen konnte. Nach Berlin mußte ich zwar öfter fahren, um in den Bibliotheken diese oder jene wissenschaftliche Größe zu befragen, aber im übrigen hielt ich mich nie in der Residenz auf, sondern kehrte schnell wieder nach meiner Einsiedelei zurück.

Ein kleiner Vorfall unterbrach mein stilles Dasein. Ich bemerkte nämlich, nachdem ich ungefähr vierzehn Tage das Gartenhaus bewohnt hatte, daß auf dem einsamen Feldweg bisweilen ein junger und höchst vornehmer Reiter auf und ab ritt und stets seine Augen auf dem Park und auch auf meiner Wohnung ruhen ließ. Bisweilen nahm der Reiter ein Augenglas zur Hand, um, wie es schien, diesen oder jenen Gegenstand mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten. Der junge Mann mochte höchstens achtundzwanzig bis dreißig Jahre zählen; er trug einen schwarzen Schnurr- und Kinnbart und sein ganzes Aeußere verriet den Südländer; ich selbst hielt ihn für einen Italiener. Durch Zufall bemerkte er mich eines Tages am Fenster und wahrscheinlich war es ihm gleichfalls nicht entgangen, daß auch ich ihn beobachtet hatte, kurz und gut, seitdem ließ er sich nicht wieder sehen.

Inzwischen war der Monat August zur größern Hälfte verflossen und mein Werk seinem Ende nahe. Besuch hatte ich nur ein einziges Mal erhalten und zwar von jenem alten Universitätsfreund. Er schalt mich einen närrischen Kauz, daß ich mir diesen Kirchhof, wie er sich ausdrückte, als Sommeraufenthalt ausersehen hatte und verließ mich nach einer Stunde schon wieder, um eine Reise an den Rhein anzutreten.

Es war der letzte Dienstag im August. Schon früh war ich nach Berlin gefahren, um mir ein Buch zu leihen, welches ich beim Abschluß meiner Schrift notwendig brauchte. Leider mußte ich von einer Bibliothek zur andern wandern, um desselben endlich habhaft zu werden, und erst gegen zwei Uhr nachmittags kehrte ich ziemlich erschöpft nach Hause zurück.

Ich muß hier erwähnen, daß ich mir sowohl mein Frühstück als auch mein Abendbrot als echter Einsiedler selbst zubereitete und mich für keinen schlechten Kochkünstler hielt, daß mir aber mein Mittagbrot jeden Tag ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen aus einem Charlottenburger Gasthof brachte. Ich pflegte schnell zu essen und das Kind nahm dann die leeren Schüsseln und Teller sogleich wieder mit zurück.

Heut fühlte ich mich zu angegriffen, um mich sofort an den Tisch zu setzen, als ich in mein Zimmer trat und das Kind, welches schon einige Zeit vor der Thür mit den Speisen auf mich gewartet hatte, mir folgte. Ich hieß es noch ein halbes Stündchen in den Garten gehen, um dort zu spielen, während dessen ich ein Herdfeuer anzündete, die schon erkalteten Speisen aufsetzte und mich auf mein Sofa warf, um wenige Minuten auszuruhen.

Ich mochte wohl noch keine fünf Minuten geruht haben, als die Kleine erhitzt und aufgeregt in die Stube gesprungen kam.

„Sehen Sie nur, Herr Doktor,“ rief es schon auf der Thürschwelle, indem es einen blitzenden Gegenstand mir entgegenhielt, „was für einen schönen Ohrring ich gefunden habe — und ganz von Gold. Gleich hinter den Kastanien, wo das Gebüsch anfängt, lag er neben einem Stein. Ich jagte einen schönen roten Schmetterling und fiel dabei auf den Stein. Weiter traute ich mich nicht, an der alten Mauer ist es gar zu unheimlich. Die Leute sagen immer, es spuke dort.“

Ich nahm dem Kinde den Ohrring, an welchem noch etwas Erde saß, aus der Hand und betrachtete ihn näher. Er war von echtem Gold und sehr kunstvoller Arbeit. Auch zeigte seine ganze Fassung sich als eine höchst moderne — gar so lange konnte er auf jeden Fall an jener Stelle nicht gelegen haben.

„Kann ich ihn behalten?“ fragte die Kleine.

„Nun, laß ihn bis morgen hier, vielleicht finde ich noch den andern,“ erwiderte ich.

Das Kind gab sich auch damit zufrieden und nachdem ich gegessen, trollte es sich von dannen.

Eine Weile lag ich träumend auf dem Sofa, dann aber forderte die Natur ihre Rechte, und ich schlief ein. Als ich erwachte, tobte ein schreckliches Gewitter. Der Regen schoß in Strömen nieder und grelle Blitze zuckten am aschgrauen Himmel hin und her. Endlich verstummte der Donner, die Blitze verschwanden, aber der Himmel schloß seine Schleusen nicht. Unaufhaltsam stürzten die Wassermassen nieder, donnernd toste das sonst kleine Bächlein an der andern Seite der Parkmauer in dem ihm zu eng gewordenen Bett und ergoß seine Fluten über die nächsten Felder. Trotzdem die Uhr erst auf die siebente Stunde zeigte, mußte ich doch schon Licht anstecken. Nach acht Uhr hatte das Unwetter endlich ausgetobt, ich öffnete das Fenster und ein erquickender Luftstrom umfing meine aufgeregten Sinne. Eine seltsame Unruhe hatte mich überfallen. Der Ohrring beschäftigte fortwährend meine Einbildungskraft. Unter Menschen, im alltäglichen Leben und Getriebe, hat solches Vorkommnis nichts zu sagen, ja man achtet seiner gar nicht oder man hat es in der nächsten Minute schon völlig vergessen. Anders, wenn man von der Welt abgeschieden, sich nur mit sich allein beschäftigt. Das wertloseste, das geringste nimmt dann Leben und Gestalt an. Die Möbel, die Wände im Zimmer, alles spricht und tauscht mit uns die wunderlichsten Gedanken aus. Da tauchen Erinnerungen aus längst verflossener Zeit, aus den Tagen der Kindheit und Jugend, wieder auf und vermischen sich mit der Gegenwart zu seltsamen Gebilden. Wieder erinnert man sich der geheimnisvollen Märchen, welche Großmutter vor dem Schlafengehen so schön zu erzählen wußte, und die man lange Jahre vollständig vergessen hatte.



Abendgebet.

Der Koran schreibt seinen Bekennern ein fünfmaliges Beten täglich vor. Mit dem gewöhnlichen Gebet am Tage und zwar morgens, mittags und abends ist die Abwaschung verbunden, zu der man Gesicht und Hände leicht mit Wasser benetzt. Auch der Ort, wo das Gebet verrichtet wird, soll rein sein, weshalb jeder Mohamedaner einen Gebetsteppich hat; nur mit bloßen Füßen, höchstens in Strümpfen darf er betreten werden. Der Beter wendet sich nach Mekka hin, der Himmelsgegend, wo aas Grab des Phropheten sich befindet. Der Mohamedaner verrichtet seine Gebete — sobald die Mueddim (Gebetrufer) auf die Minarete der Moscheen treten und laut rufen: „Betet! Gebet ist besser denn Schlaf.“ — mitten in der volkreichsten Straße. Jeder einzelne Reisende, der Beduine, der arabische Kaufmann, vergißt auch in der Wüste das Gebet nicht. Zu jeder Karawane gehört ein Gebetmacher,“ welches Amt oft der Anführer selbst übernimmt. Beim Aufbruch in der Frühe, bei der Rast an der Cisterne, um die Mitte des Tages, beim Aufschlagen des Nachtlagers im Vollmondschein, — jedesmal ertönt der ernste Ruf: „Allah akbar! Gott ist groß!“

Erst spät legte ich mich zur Ruhe, aber ich konnte keinen Schlaf finden. Nach Mitternacht ging der Mond auf und warf sein geisterhaftes Licht auf die Gegenstände in meiner Stube. Der Ohrring lag auf dem Tisch, ich hatte ihn am Abend gereinigt und geputzt, und er sah mich jetzt wie ein funkelndes Auge an. Ich wollte die Augen schließen, aber eine unsichtbare Hand riß sie mir immer wieder auf. Immer heller wurde es in der Stube, der Mond goß sein volles Licht herein, aber er konnte den Glanz des Ohrringes nicht überstrahlen, der feurige Kreise um sich zog.

In Schweiß gebadet, erwachte ich am andern Morgen und kleidete mich schnell an. Der Tag versprach schön zu werden und ich trat auf das Dach.

Fürchterlich waren die Verwüstungen, welche das entfesselte Element angerichtet hatte. Die Felder besonders boten ein trauriges Bild dar. Sand, Steine, Holz hatte das Wasser auf sie geführt und stellenweise zeigten sich sogar große Löcher.

Im Park sah es gleichfalls wild aus, aber hier konnte ja eigentlich nichts beschädigt werden und es war kein Verlust zu beklagen. Die Kastanien hatten dem Sturm getrotzt, nur eine einzige ein paar Aeste verloren, welche geknickt zur Erde hingen.

(Forts. folgt.)

Zu unsern Bildern.

Professor Fritz Schaper (Seite 33). Ein Schüler des Bildhauers Albert Wolff ist Professor Schaper, dem unsre Zeilen gewidmet sind. Es sind maßvolle Zugeständnisse an den Realismus, die Schaper macht, und wer diese Zugeständnisse recht deutlich erkennen will, mag die Rauchsche Blücherstatue in Berlin mit der Schaperschen Blücherstatue in Caub vergleichen: Diese mutet wirklich deutsch an, während jene infolge des antiken Mantelwurfes so eine Art Beigeschmack von einem Miltiades oder Themistokles hat. In allen seinen Standbildern ist immer der große und monumentale Zug gewahrt. Das beweisen seine meisterliche Marmorstatue Goethes im Berliner Tiergarten, die bis jetzt noch immer sein glänzendstes Werk geblieben ist, seine Lessingstatue in Hamburg, die den Dichter und Denker sitzend darstellt, seine Gaußstatue in Braunschweig und seine Standbilder Bismarcks und Moltkes in Köln. Die allegorischen Figuren am Berliner Goethedenkmal und die großartige Gestalt der Victoria in der Ruhmeshalle zu Berlin sind für seine Meisterschaft bezeichnend. In jüngster Zeit ist des Meisters Statue der Kaiserin Augusta auf dem Opernplatz in Berlin enthüllt worden. Wie Geheimrat Otzen, der meist beschäftigte Architekt in Deutschland auf dem Gebiete der Kirchenarchitektur und Professor Janssen in Düsseldorf der beschäftigte Künstler auf dem der monumentalen Wandmalerei ist, so ist Schaper der meist beschäftigte auf dem der Plastik. Aus einer Menge von Wettbewerben ist er als Sieger hervorgegangen. Schapers Persönlichkeit ist eine ungemein anziehende. Eine vornehme Bescheidenheit und Ruhe kommt in seinem Wesen zum Ausdruck. Der Geburtsort Schapers ist Alsleben im Merseburgischen. Hier kam er am 31. Juli 1841 zur Welt. In seinem sechzehnten Jahre wanderte er zu einem Steinmetz, wo er drei Jahre blieb. Sein Talent brach sich Bahn, und er bezog die Kunstakademie in Berlin. Als der Jüngling diese zwei Jahre besucht, öffneten sich ihm Albert Wolffs Atelier und die große Künstlerlaufbahn. In seiner Empfindung für Halle hat er große Treue bewiesen, denn hier ragen sein im Jahre 1866 geschaffenes Kriegerdenkmal und auf dem Siegesbrunnen am Markt seine prächtige Landsknechtgestalt empor. Jenes Kriegerdenkmal gehört zu seinen ersten Werken. Zu diesen treten noch hinzu sein formvollendetes, ungemein lebensvolles Idealwerk „Bacchus, der die Ariadne tröstet“, und „Siegfried, der sich im Drachenblut baden will“. Bezeichnend für Schaper ist, daß er mit Werken seiner Hand selten auf unsern Kunstausstellungen erschienen ist.

Ernst und Scherz.

Ein fastendes Huhn. Aus Altengandersheim schreibt man uns: Naturkundigen dürfte folgende Mitteilung neu sein: Als man kürzlich in einer Scheune auf dem Gehöft des Ackermanns Wilh. Probst, hier, das 43 Tage zuvor beim Dreschen in diesen Raum gebrachte Stroh entfernte, fand man unter dem letztern in einer Ecke, und zwar in einer Höhlung, ein seit jener Zeit vermißtes Huhn — in lebendem Zustand, wenn auch sehr abgemattet und nicht im stande zu fliegen ꝛc., vor. Das aus seinem Gefängnis befreite Tier, dem in der langen Zeit von 43 Tagen keine Nahrung gereicht werden konnte, hat sich unter sorgsamer Pflege jetzt wieder vollständig erholt.

Original-Vexierbild.

(Gesetz vom 11./VI. 70.)



Wo ist der Hase?

Verschnappt. Fräulein: „Ich kann gar nicht glauben, daß Sie mich lieben!“ Junger Mann: „Aber bedenken Sie doch Ihre Vermögensverhältnisse!“

Frech. Bettler: „Ach, haben Sie Mitleid mit einem armen, blinden Mann, der eine große Familie hat.“ Herr: „Wieviel Kinder haben Sie denn?“ Bettler: „Wie kann ich Ihnen das sagen, ich kann sie doch nicht sehen!“

Magisches Quadrat von J. H.

Nachstehende Buchstaben:

A	A	E	E	E
E	E	G	G	H
H	I	I	K	N
N	N	N	R	R
T	T	T	T	U

sind in der gleichen Form so zu ordnen, daß die einzelnen Reihen, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, gleiche Wörter ergeben. Diese bezeichnen: Stammvater-Bezeichnung, 2) Kunstleiterin beim Theater, 3) Vermittler, 4) Was die Lahme thut, 5) Stadt im preuß. Reg.-Bez. Koblenz.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Heiße Liebe. Braut: „Lieber Max, bitte siegele Deine nächsten Briefe, ich fürchte, daß sie sonst geöffnet werden!“ Bräutigam: „Liebes Kind, bei der Glut meiner Liebe fürchte ich, daß der Siegellack schmilzt!“

Zweierlei. Gigerl (dem die Stirn bis in den Nacken reicht): „Fräulein lieben gewiß auch den Mondschein?“ — „Ja — aber nur am Himmel!“

Wie tief ist das Meer! Als der Plan zur Herstellung einer unmittelbaren Kabellinie zwischen Australien und Nordamerika auftauchte, wurden Bedenken darüber laut, daß ein derartiges Kabel stellenweise in ungeheure, bisher noch nirgendwo erreichte Meerestiefen verlegt werden müsse. Der britische Dampfer „Egeria“ hat Tiefmessungen zwischen den genannten Erdteilen vorgenommen und dabei in der That zwei Tiefen festgestellt, wie dieselben bisher in der südlichen Halbkugel noch nicht aufgefunden worden sind. Die fraglichen Stellen liegen südlich der Freundschaftsinseln, die eine unter 24° 37′ südlicher Breite, 175° 8′ östlicher Länge, die zweite etwa fünf Meilen südlich davon; die Tiefe beträgt bezw. 4295 und 4430 Faden, annähernd gleich fünf englischen Meilen. Noch bedeutendere Meerestiefen sind bis jetzt auf dem ganzen Erdball nur in drei Fällen festgestellt worden und zwar an der nordöstlichen Küste Japans (4655 Faden), südlich der Diebesinseln (4475 Faden) und nördlich von Porto Rico (4561 Faden).

Ein schultheißenamtlicher Bericht von anno Toback. Königlich-Fürstlichem Bezirksamt in Dingshausen wird anmit gütigst, geziemendst und gehorsamst mitgeteilt, daß der Erlaß betreffend Johannes Meyersche Mitnahme seines Sohnes auf Reisen, welche künftig nicht mehr stattfinden darf, den betreffenden Vorgeforderten bisher nicht mitgeteilt werden konnte, weil beide schon lange nicht mehr hierher gekommen sind und zudem ihr Aufenthalt nicht nur unbekannt, sondern begreiflicherweise als reisender Vagabund und Marionettenspieler immer unbestimmt ist.

Aus der Schule. Jüngst diktierte in H. ein Lehrer: „Mancher dünkt sich mehr als er ist.“ Der Sohn eines Landwirts schrieb im Banne der täglichen Anschauung frisch drauf los: „Mancher dünkt sich mehr als er ißt.“

Trenn-Rätsel.

Vereint und groß geschrieben
Ein Pfad, wie wir ihn lieben.
Getrennt geschrieben und klein
Ein-Ruf, bald fern zu sein.

Wortspiel-Rätsel.

Es ist eine Stadt,
Dort hat's jedes Haus,
Man wird davon satt, —
Wer klügelt das aus?

Reim-Füllrätsel.

Er will als Landmann nach Kairo gehn,
Die oft gelobte Viehzucht zu sehn,
Um für die Heimat zu profitieren;
Ein Barschatz steht zur Seite lang'
Drum folgt er seinem Herzensdrang,
Damit er keine Zeit verliere,
Ueber — ◡ ◡ — ◡ sich — ◡ ◡ — ◡.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der rätselhaften Inschrift: **„An Kuß, Susanne, gieb mir, sei nit so spröd!“**; der zweisilbigen Scharade: **Waldhorn**; des Wortspiel-Rätsels: **Takt**; des Buchstaben-Rätsels: **Diestel, die Stelle.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.